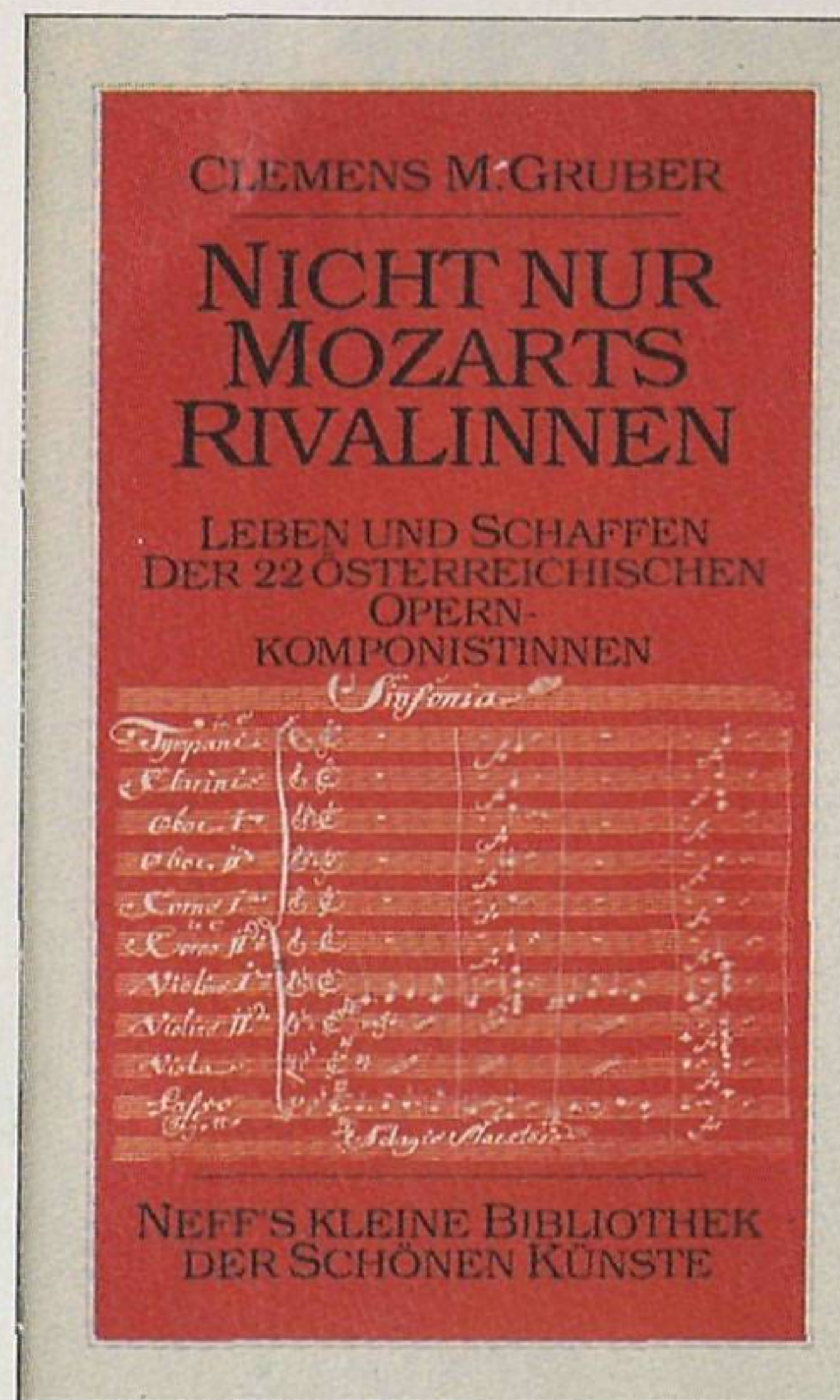




Clemens M. Gruber:
Nicht nur Mozarts Rivalinnen. Leben und Schaffen von 22 österreichischen Opernkomponistinnen.

Neff Verlag, Wien, 1990
190 S., zahlr. Abb.,
DM 24,80



Urs Frauchiger:
Mit Mozart reden. Szenen.

Atlantis Musikverlag,
Zürich, 1990
190 S., DM 34,-

■ Die Tatsache, daß erfolgreiche Komponistinnen der Gegenwart wieder vermehrt ins Blickfeld der Öffentlichkeit geraten, hat das Interesse an komponierenden Frauen geweckt. Dennoch ist es um fundiertes Wissen (selbst bei Fachleuten) oft schlecht bestellt. „Wer könnte schon auf Anhieb drei Opernkomponistinnen nennen?“ fragt der Autor deshalb provokativ in seinem Kapitel „Die Frau als Opernkomponistin“ und fügt hinzu: „Interessanterweise werden häufig Frauen als Opernkomponistinnen genannt, die gar keine Werke dieser Gattung geschrieben haben.“ Ob diese Werke Erfolg gehabt haben oder nicht, müsse für ihre Beurteilung ohne Bedeutung sein, schreibt Clemens M. Gruber weiter in seinem Vorwort, da das Bemühen um Anerkennung in einer Sphäre, in der ihnen von jeher jede schöpferische Fähigkeit abgesprochen wurde, angesichts dieser

Tatsache um so höher eingeschätzt werden muß. Der Autor, der sich jahrzehntelang mit Opernforschung beschäftigte, stieß unvermittelt auch immer wieder auf Komponistinnen, die sich diesem Genre widmeten. Viele von ihnen sind heute ebenso vergessen wie ihre Werke. Dennoch sind diese Kompositionen beachtenswert, weil sich diese Frauen – allen Vorurteilen zum Trotz – nicht davon abhalten ließen, ihre musikalischen Ideen zu realisieren.

Der überwiegende Teil der hier vorgestellten Komponistinnen wurde um 1870 bis 1875 geboren, erlebte also die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg als einen Höhepunkt aktiver Musikausbildung. Zweifelsohne waren diese Frauen (neben ihren Musikkollegen) in einer Zeit, in der Musik nur „live“ erlebt und gehört werden konnte, allein schon als ausübende Musikerinnen und schöpferische Komponistinnen für ihre

Umgebung von größter Bedeutung. Ihr Einfluß in abgelegenen, ländlichen Gegenden der österreichischen Monarchie, in denen sie aktiv das Musikleben mitbestimmten oder sogar prägten, wird heute nur allzuoft viel zu gering eingeschätzt. Auch unter diesem Aspekt schließt dieses lesenswerte Buch eine Wissenslücke.

Bedauerlich ist nur die Einschränkung, daß es sich ausschließlich um österreichische Opernkomponistinnen handelt. Der Titel des Buches ist irreführend: Außer der bekannten blinden Pianistin und Komponistin Maria-Theresa Paradis, die u. a. von Salieri Unterricht erhielt und für die Mozart sein Klavierkonzert KV 456 schrieb, hat keine der 22 Musikerinnen zur Mozart-Zeit gelebt und an Popularität konnte es kein Werk der Komponistinnen mit den Opern des Salzburger Genius aufnehmen.

Marie-Luise v. Schuckmann

ein Autor sich mit so bemerkenswertem rhetorischem Aufwand selbst entlarvt und das so eindrucksvoll dargestellt wie Urs Frauchiger bereits mit dem ersten Satz: „Mozarts Sprache ist die Musik“. Aha! Und sollte man nun versucht sein, dem ein „Basta“ hinzuzufügen, so verwendet man damit ein Lieblingswort Mozarts, mit dem er nicht etwa etwas abschließen, sondern lediglich vom Tisch haben wollte, was ungeklärt, offen oder unerledigt war. Woher weiß der geschätzte Autor das? Die Ant-



wort wird sofort geliefert: „...wie ja seine musikalischen Schlüsse selten abschließen, selbst oder gerade die entschiedensten, lauten, formelhaften nicht.“ So, so! Jeder Musikstudent, jeder Studierende der Musikwissenschaft lernt es im ersten Semester, jeder Musikliebhaber hört es, mit welcher Überlegung und Kunstfertigkeit Mozart – die Wiener Klassiker überhaupt – in das Geschehen ihrer Musik eingreifen, mit welcher Entschiedenheit sie gerade den Schluß herbeiführen.

„Mozart schrieb in seinen Briefen nicht, er redete“ – so weit, so gut; und der Einsicht, daß historische Selbstzeugnisse nicht im Maßstab 1:1 zu rezipieren sind, muß man auch folgen. Nicht aber der von Frauchiger gebotenen Alternative: „Ich gehe zu Mozart, wie ich in den Zoo gehe.“ (S. 10). „Um zu schauen“, nicht „um zu begreifen“, um die Sinne zu öffnen. „Denn im Affenhaus wimmelt es von Mozarts (...) Sie wenden sich intensiv einander zu, suchen

Flöhe, lassen in Sekunden voneinander. Packen und loslassen – das Auffallendste vielleicht daran. Fressen, Scheißen, Lieben, Schlafen.“ (sic!) Es folgen weitere Reduktionen Mozarts zum Orang-Utan (steinalt), Gorilla (mitleidslos), Flamingo, Wiesel, Murmeltier, Eisbären (verletztlich), Löwen (schlafend). Und – „füttern ist erlaubt.“ Dann gibt Frauchiger noch bekannt, worum er sich nicht schert: Um genaues Zitieren, um eine Handlung (weil es im Zoo auch keine gibt!, S. 15), um eine Chronologie. Leopold, die Mutter, die Zeitgenossen dürfen zum großen Teil Fiktives sprechen. Sie dienen dazu, dramatische Zusammenhänge herzustellen.



Klaus Wolbert:
That's Jazz – Der Sound des 20. Jahrhunderts.
Mit Beiträgen von Joachim-Ernst Berendt, Werner Burkhardt, Ekkehard Jost, Wolfgang Sandner, Heinrich Baumgartner, André Hodeir u. v. a.

Erwin Bochinsky Verlag,
Frankfurt a. Main 1990
723 S., zahlr. Abb., DM 170,-

len, die Aussagen Mozarts interpretierbar zu machen. Aber, als dramatischer Text sind die Szenen mißlungen. Schon der sprachliche Duktus des 18. Jahrhunderts verhindert szenische Wirksamkeit. Auch der phantasievollste Regisseur könnte diese Szenen nicht in eine theatergerechte Bühnensprache übertragen. Unerträglich wird's, wenn der Autor glaubt, die Protagonisten Dialekt sprechen lassen zu müssen. Die mangelnde theatrale Kraft der Texte wird durch modisch-modernistische Szenenanweisungen kaschiert. Und wenn das Ganze dann immer wieder mal in eine gerade zu inszenierende Fernsehsendung umkippt, dann ist das nun wirklich der Griff in die dramaturgische Mottenkiste einer schlechten Kinderstunde. Ein Bild Mozarts und seiner Zeit entsteht nicht.

Gerd Hüttenhofer

Laut Verlagsangabe ist er dreieinhalb Kilo schwer und mit seinen 723 Seiten das „umfassendste Werk, das je über den Jazz herausgekommen ist“. Die Rede ist vom Katalog zur Darmstädter Ausstellung: „That's Jazz – Der Sound des 20. Jahrhunderts“. Innerhalb kürzester Zeit war das Mammutwerk damals vergriffen, auch eine zweite Auflage konnte die Nachfrage nicht befriedigen. Nun hat ein Frankfurter Verlag den Katalog noch einmal aufgelegt, ohne ihn zu aktualisieren; so bleibt die Publikation in Aufmachung und Umfang identisch mit dem Ausstellungskatalog von 1988.

Wie stellt man Jazz aus? Hat es überhaupt Sinn, eine musikalische Stilrichtung optisch fassen zu wollen? Diese Fragen standen am Anfang der Darmstädter Ausstellungskonzeption, und die Initiatoren sind um Antworten nicht verlegen. Joachim-Ernst Berendt weist den Jazz per se als körperlichste aller Musiken aus, die eben nicht nur akustisch, sondern auch optisch, beispielsweise durch Bewegungen der Musiker, erfahrbar sei. Auf diese Grunderfahrung führt Berendt die Fülle des vorhandenen Photomaterials zurück: „Keine andere Musik ist so nahezu lückenlos optisch dokumentiert wie der Jazz.“

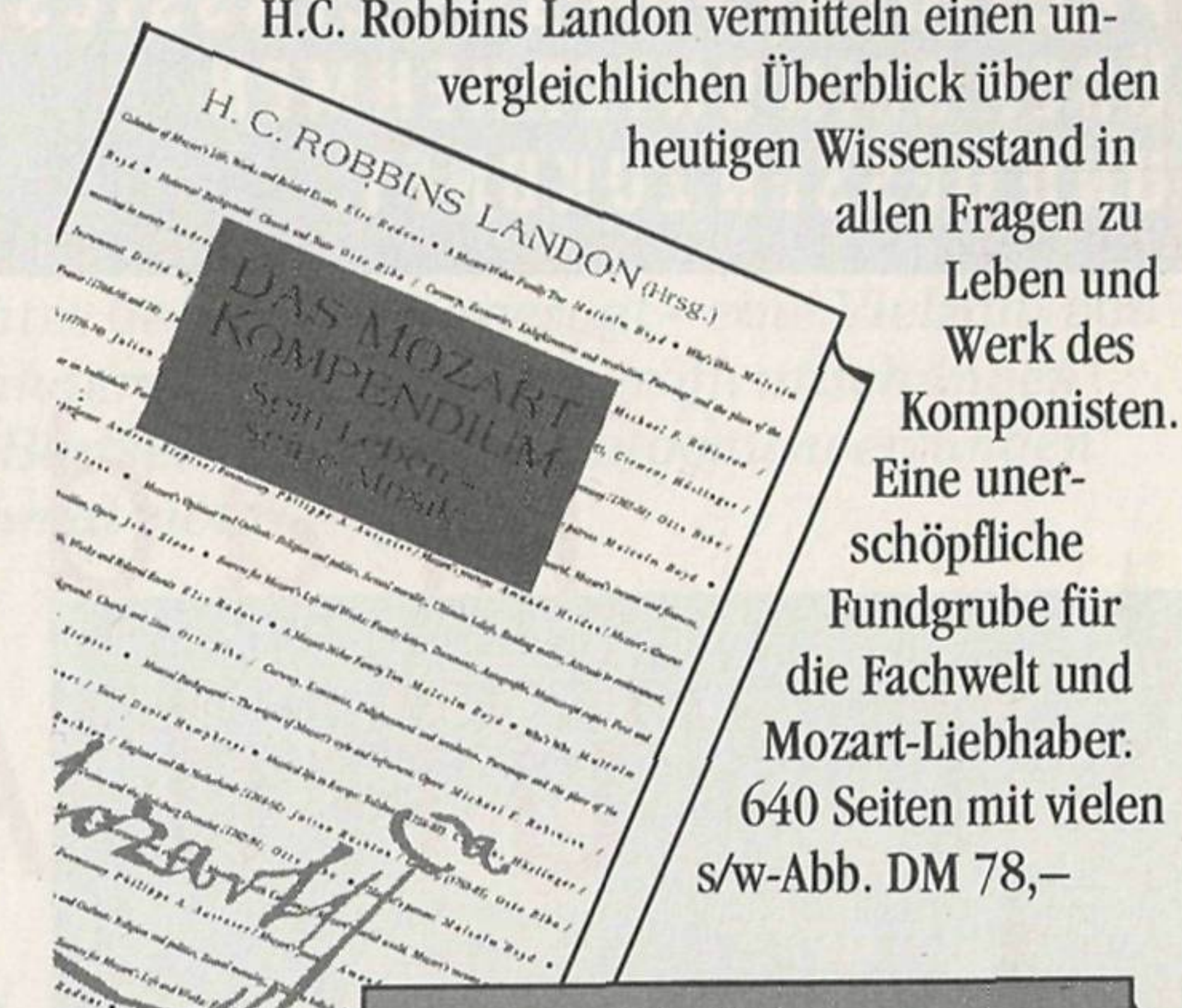
Dokumentiert werden soll eine Werkgeschichte des Jazz. Über fünfzig Fachautoren haben dabei nicht nur die Stilentwicklungen aufgezeigt, sondern auch das soziale Umfeld untersucht. So schreibt Werner Burkhardt „eine garantiert unwissenschaftliche Skizze“ über den Jazz-Fan, daneben finden sich Studien zur aktuellen Situation der Musiker oder zur Geschichte der Frau im Jazz. Fast hundert Seiten umfassen allein die acht Essays, die sich mit dem Jazz in Deutschland beschäftigen, von den Anfängen, über das Dritte Reich, wo der Jazz zur entarteten Musik zählte – ein Beitrag behandelt die „Ghetto Swingers im Konzentrationslager Theresienstadt“ – bis zum Amateurjazz der fünfziger Jahre.

Die Beiträge sind qualitativ unterschiedlich. Wenn Steve Lake etwa in seinem Aufsatz über die Fusion-Musik den Hard-Rocker Eddi van Halen rühmt oder allen Ernstes behauptet, die Jazzdrummer hätten zwar den Schlagzeugstil eines Ringo Starr belächelt, unter ihnen hätte sich jedoch keiner gefunden, „der Starrs unbekümmerten happy-go-lucky, draufgängerischen ‚Backbeat‘ hätte nachahmen können“, dann wird es ärgerlich. Dafür entschädigt die Fülle der Essays, beispielsweise Berendts Ausführungen über die „Weltmusik“. Tilman Urbach

Zwei Mozartbücher von Rang.

24 internationale Mozart-Experten unter der Federführung von H.C. Robbins Landon vermitteln einen unvergleichlichen Überblick über den heutigen Wissensstand in allen Fragen zu Leben und Werk des Komponisten.

Eine unerschöpfliche Fundgrube für die Fachwelt und Mozart-Liebhaber. 640 Seiten mit vielen s/w-Abb. DM 78,-



H.C. Robbins Landon, international anerkannter Musikwissenschaftler und einer der besten Kenner der Musikwelt des 18. Jahrhunderts, zeichnet hier ein faszinierendes Bild von Mozarts letzten, den goldenen Wiener Jahren. Ein intimes, informatives und gut lesbares Porträt dieses musikalischen Genies. 272 Seiten mit 31 Farb- und 184 s/w-Abb. und mit 24 Notenbeispielen.

DM 49,80

Droemer Knauer®